

INSTITUT GRAND-DUCAL
Section des sciences morales et politiques

Vortrag von Herrn Prof. Dr. Pierre Biermann
am 22. Mai 1980

Nagakal:
Schlangenstab und
Schlangenzauber im antiken
Vorderen Orient

1980

1880

ՎՈՐԳԵՐԻ ՕՐԻՈՒՆ
ՇԽՆԱԳԵՆՆԱԲԵՐ ԻՄ ՅՈՒՐԿԵՆ
ՇԽՆԱԳԵՆՆԵՐ ՈՒՉ
ԿՅՈՒՄԻ:

ԿՈՒ 25 ՄԻՆ 1880

ՎՈՐԴԵՐ ԿՈՒ ՄԵՐԻ ԲՆՈՒ ԸՆ ԲԻՇԵԿ ԲԻՇՈՒՄԻ

ՇԽՆԱԳԵՆՆԵՐ ԿՅՈՒՄԻ ԵՎ ԲՈՒՐՈՒՄԵՆ

ԿՈՒ ԿՈՒ ԵՎ ԿՈՒ ԲՈՒՄԻ

Einführende Worte des Präsidenten

Dr Carlo Hemmer

Meine Herren Kollegen,

Unsere heutige Zusammenkunft unterscheidet sich von den bisherigen in dreifacher Hinsicht.

1. Sprachlich. — Wir haben bisher die Referate immer in französischer Sprache gehört und in dieser Sprache unsere Debatten geführt. Herr Professor Biermann hat für sein heutiges Referat die deutsche Sprache gewählt. So werden wir heute Gelegenheit haben, auch an den Arbeiten unserer Sektion die herkömmliche Zweisprachigkeit im Geistesleben unseres Landes zu illustrieren.
2. Thematisch. — Das Thema „Nagakal, Schlangenstab und Schlangenzauber im antiken Vorderen Orient“ kann der philosophischen Sparte unseres Studienbereichs zugeordnet werden. Von den bisher behandelten philosophischen Themata unterscheidet es sich jedoch durch seinen konkreten Charakter und seinen starken soziologischen und historischen Einschlag.
3. Hinsichtlich der Person des Referenten. Es ist zum ersten Mal, daß eines unserer Ehrenmitglieder sich mit einem Referat in der Reihe unserer Veranstaltungen zu Wort meldet. Wir dürfen das als eine hohe Auszeichnung ansehen und haben Herrn Professor Biermann vielmals dafür zu danken, daß er uns einige Ergebnisse seiner im hohen Alter durchgeführten Forschungen heute darlegen will.

Sie können, Herr Professor, auf ein inhaltsreiches, wechselvolles, zum Teil dramatisch bewegtes Leben zurückblicken.

Sie sind an der Schwelle des Jahrhunderts geboren, haben Ihre Sekundarschuljahre am Gymnasium in Diekirch hinter sich gebracht, dann an den Universitäten Bonn, Montpellier, Grenoble, Paris und München studiert und 1926 zum Doktor der Philosophie und Philologie in den Spezialitäten Philosophie und Latein promoviert, traten die pädagogische Laufbahn an, erst in Landmanns Walderziehungs-

heim Stadtroda in Thüringen für behinderte Jugendliche, dann an den Gymnasien Diekirch und Luxemburg, wo Sie Geographie, Geschichte und Deutsch lehrten.

1936 gründeten Sie „Die neue Zeit“, Monatsschrift für Demokratie, Geistesfreiheit und Kultur, die bis 1940 erschien. Es war eine kämpferische Zeitschrift, die gegen Faschismus und Antisemitismus eintrat. Die Nazibesetzung brachte das Ende Ihrer Zeitschrift, doch setzten Sie Ihre Bemühungen zur Rettung flüchtiger Juden fort und nahmen eine Haltung der resoluten Resistenz ein. 1941 wurden Sie aus Ihrer Stellung im Unterricht entlassen und als Erdarbeiter nach Deutschland zwangsverpflichtet. Es folgten 1942-1945 leidensvolle Jahre in verschiedenen Konzentrationslagern.

Aus der Reihe Ihrer Veröffentlichungen nenne ich

— Geschichte des Mittelalters, von Luxemburg aus gesehen

1936 und 1939

— Streiflichter aus Hinzert, Natzweiler, Buchenwald
1945

— „... et la Parole a été faite Chair...“ Deux Conférences sur Moïse, Josué, Isaïe, Jésus-Christ,
Luxembourg 1962

— La Critique Biblique et l'Église
Paris 1963

— I. La Psychologie du Prophète et de son Public

II. La Prophétie sur Mesure,
Luxembourg 1965

Im „Dictionnaire Rationaliste“, Paris, 1964, behandelten Sie die Stichwörter Abraham, Bible, Culte de Fertilité, Esaü, Jacob, Messianisme, Moïse, Pentateuque, Ancien Testament.

Eine weitere Schrift trägt den Titel: „L'Enseignement de la Philosophie au degré secondaire dans l'Université de France“, Luxembourg 1928, 2^e édition 1966.

Immer um Gerechtigkeit bemüht, gründeten Sie, der Bekämpfer des Antisemitismus, 1969 eine Monatsschrift „Palästina“, Monatsschrift der luxemburgischen Solidarität mit Palästina, die bis 1971 erschien.

1978 veröffentlichten Sie eine umfangreiche „Profangeschichte des Judentums“, und 1979 erschien Ihre bisher letzte Veröffentlichung unter dem Titel: „Menschenrechte, wie ich sie meine“.

Für eine temperamentvolle Darstellung Ihres Lebenslaufs verweise ich auf den Klappentext Ihrer „Profangeschichte des Judentums“. Es handelt sich um ein Kabinettstück der kurzgefaßten Autobiographie.

Sie sind immer, Herr Professor, nicht nur ein unermüdlicher Forscher, sondern auch ein kämpferischer Geist gewesen, der seine Ideen unerschrocken, aufrichtig und mit Überzeugungskraft bekannte. Das Pseudonym Peter Forsch, das Sie zeitweise benutzten, ist für Ihre Persönlichkeit typisch. Viele werden nicht alle Ihre Ideen teilen, aber niemand wird Ihnen die Hochachtung versagen können, die einem Menschen zukommt, der kompromißlos für seine Überzeugung eintritt und für sie Entsetzliches erduldet hat. Wir kennen auch Ihre scharfe Dialektik und Ihre Kunst des klaren, prägnanten Formulierens. So freuen wir uns auf Ihr Referat.

Das erste, was ich bei der Besichtigung der Ausstellung im Museum für Kunst und Gewerbe in Berlin, im Jahre 1873, über die Verhältnisse der Arbeiter in England erfuhr, war die Tatsache, dass die Arbeiter in England in der Regel keine Lohnarbeiter sind, sondern dass sie in der Regel ihre eigenen Werkzeuge besitzen und für ihre eigene Rechnung arbeiten.

Das zweite, was ich bei der Besichtigung der Ausstellung im Museum für Kunst und Gewerbe in Berlin, im Jahre 1873, über die Verhältnisse der Arbeiter in England erfuhr, war die Tatsache, dass die Arbeiter in England in der Regel keine Lohnarbeiter sind, sondern dass sie in der Regel ihre eigenen Werkzeuge besitzen und für ihre eigene Rechnung arbeiten. Das dritte, was ich bei der Besichtigung der Ausstellung im Museum für Kunst und Gewerbe in Berlin, im Jahre 1873, über die Verhältnisse der Arbeiter in England erfuhr, war die Tatsache, dass die Arbeiter in England in der Regel keine Lohnarbeiter sind, sondern dass sie in der Regel ihre eigenen Werkzeuge besitzen und für ihre eigene Rechnung arbeiten. Das vierte, was ich bei der Besichtigung der Ausstellung im Museum für Kunst und Gewerbe in Berlin, im Jahre 1873, über die Verhältnisse der Arbeiter in England erfuhr, war die Tatsache, dass die Arbeiter in England in der Regel keine Lohnarbeiter sind, sondern dass sie in der Regel ihre eigenen Werkzeuge besitzen und für ihre eigene Rechnung arbeiten. Das fünfte, was ich bei der Besichtigung der Ausstellung im Museum für Kunst und Gewerbe in Berlin, im Jahre 1873, über die Verhältnisse der Arbeiter in England erfuhr, war die Tatsache, dass die Arbeiter in England in der Regel keine Lohnarbeiter sind, sondern dass sie in der Regel ihre eigenen Werkzeuge besitzen und für ihre eigene Rechnung arbeiten. Das sechste, was ich bei der Besichtigung der Ausstellung im Museum für Kunst und Gewerbe in Berlin, im Jahre 1873, über die Verhältnisse der Arbeiter in England erfuhr, war die Tatsache, dass die Arbeiter in England in der Regel keine Lohnarbeiter sind, sondern dass sie in der Regel ihre eigenen Werkzeuge besitzen und für ihre eigene Rechnung arbeiten. Das siebente, was ich bei der Besichtigung der Ausstellung im Museum für Kunst und Gewerbe in Berlin, im Jahre 1873, über die Verhältnisse der Arbeiter in England erfuhr, war die Tatsache, dass die Arbeiter in England in der Regel keine Lohnarbeiter sind, sondern dass sie in der Regel ihre eigenen Werkzeuge besitzen und für ihre eigene Rechnung arbeiten. Das achte, was ich bei der Besichtigung der Ausstellung im Museum für Kunst und Gewerbe in Berlin, im Jahre 1873, über die Verhältnisse der Arbeiter in England erfuhr, war die Tatsache, dass die Arbeiter in England in der Regel keine Lohnarbeiter sind, sondern dass sie in der Regel ihre eigenen Werkzeuge besitzen und für ihre eigene Rechnung arbeiten. Das neunte, was ich bei der Besichtigung der Ausstellung im Museum für Kunst und Gewerbe in Berlin, im Jahre 1873, über die Verhältnisse der Arbeiter in England erfuhr, war die Tatsache, dass die Arbeiter in England in der Regel keine Lohnarbeiter sind, sondern dass sie in der Regel ihre eigenen Werkzeuge besitzen und für ihre eigene Rechnung arbeiten. Das zehnte, was ich bei der Besichtigung der Ausstellung im Museum für Kunst und Gewerbe in Berlin, im Jahre 1873, über die Verhältnisse der Arbeiter in England erfuhr, war die Tatsache, dass die Arbeiter in England in der Regel keine Lohnarbeiter sind, sondern dass sie in der Regel ihre eigenen Werkzeuge besitzen und für ihre eigene Rechnung arbeiten.

Nagakal: Schlangenstab und Schlangenzauber im antiken Vorderen Orient

Die vom vorarischen Indien ausgehende und sich bis zum Mittelmeer ausbreitende Verehrung des kopulierenden Schlangenpaares, des magischen Schlangenstabes, der menschlichen Zeugungsorgane, des Lebenswassers

An der Südspitze der großen Halbinsel, die heute den Namen Indien trägt, weil sie ab etwa 1500 vor u. Z. von den arischen Indogermanen erobert wurde, leben noch immer in überraschender Stetigkeit die Nachkommen der vorindischen Ureinwohner. Es sind das die *Dravida*s oder *Tramilas*, deren Sprache durch die Jahrtausende hindurch bis auf heute das sog. *Tamul* geblieben ist. Auch die auf mythischer Geistesverfassung beruhenden Bräuche der wenigstens bis ins 4. Jahrtausend zurückweisenden Hochkultur haben sich zum großen Teil mit unglaublicher Frische erhalten, und so ist es noch gegenwärtig den Kulturforschern möglich, die Sitten dieses einst weltweit tonangebenden Volkes am lebenden Objekt zu studieren¹.

Begnügen wir uns einstweilen mit einem eingehenden Hinweis auf den sog. *Nagakal* oder Schlangenstein (tamul: *naga* „Schlange“ und *kal* „Stein, Denkstein, Stele“). Dieser tritt, jedesmal und immer noch uralter Sitte gemäß unter einem Feigenbaum (*ficus religiosa*) aufgestellt, dem Touristen wie dem Forscher von heute so ziemlich im gesamten früheren und modernen dravidischen Kulturgebiet als Ausdruck vieltausendjähriger Tradition entgegen.

Bei näherem Zusehen stellt der aufmerksame Beobachter dann fest, daß es sich regelmäßig nicht nur um den indischen Feigenbaum mit seinen unten breiten, nach oben aber spitz auslaufenden Blättern handelt: von der Wurzel aus vermischt sich mit dem vom Volk als Verkörperung des männlichen Prinzips angesehenen *ficus religiosa* das

¹ Siehe dazu bes. J. Boulnois, *Le caducée et la symbolique dravidienne de l'arbre, de la pierre, du serpent et de la déesse-mère*, Paris 1939; Charles Auran, *Mithra, Zoroaste: la préhistoire aryenne du christianisme*, Paris 1935; id., *La Préhistoire du Christianisme*, 2 vol., Paris 1944. Mit ausführlichen Literaturangaben.

demselben Glauben nach weiblich bestimmte Margosa-Bäumchen, das schließlich, vom mächtigen männlichen Partner überwuchert, von diesem kaum noch zu unterscheiden ist.

Durch eindringliches Ausfragen der Bevölkerung erhält der Forscher² über die Geschichte eines jeden der miteinander eng verflochtenen Baumpaare die Auskunft, daß es von je einem Ehepaar gepflanzt wurde, das sich von dem Sympathiezauber der „Vermählung“ des männlichen Feigenbaumes mit der weiblichen Margosa eine zahlreiche männliche Nachkommenschaft und damit das höchste Glück verspricht, das einem traditionsgebundenen Dravida zuteil werden kann.

Sind nach Jahren die so erhofften Kinder ausgeblieben, so läßt das Ehepaar eine mehr oder weniger phallusartige Steinfigur anfertigen, auf deren Vorderseite zwei unnatürlich auf der Schwanzspitze

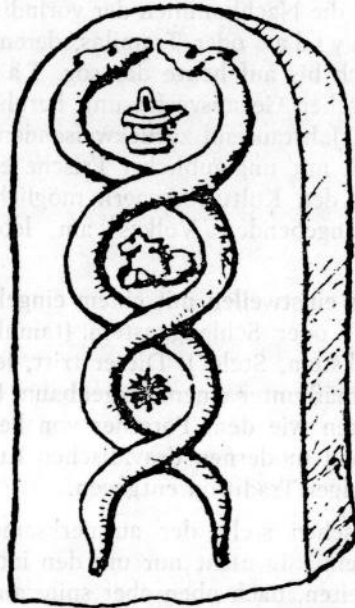


Abbildung 1

stehende, dreimal ineinandergeschlungene Schlangen (Abb. 1) ausgehauen sind; deren einander zugewandte Köpfe erinnern eher an Säugetiere denn an Reptilien. Die untere Begegnung der Körper findet auf der Höhe der Sexualorgane statt, und Vorderteile und Köpfe

² J. Boulnois, op. cit., S. 3 ff.

nehmen die Haltung an, wie sie in der Natur während der Paarung zu beobachten ist. Es handelt sich also offenbar um den magisch zweckbetonten Geschlechtsakt zwischen zwei Schlangen.

In den drei durch die Körper gebildeten Schlingen befindet sich zuoberst das sog. Linga-Joni, d.h. der mit der Vulva vereinigte Phallus; darunter der „Nandin“ genannte zeugungsfreudige Jungstier; und zuunterst eine Lotosblüte, die, als scheinbar endlos blühende Blume, die ewige Fruchtbarkeit versinnbildet.

Vor dieser Ansammlung von Symbolen des Geschlechtsaktes, insofern er der Kindererzeugung dient, verrichtet bei Neu-, Halb-, Voll-, Halbmond, im Abstand von je einer Woche also, die Ehefrau ihre Andacht. Besonders feierlich geschieht das an den zwei Tagen des Jahres, da der Neumond auf Montag, den Tag des Mondes fällt³.

Die Elemente Mond, Schlangenpaar, Baum spielen jedes für sich in diesem auf Menschen bezogenen Fruchtbarkeitszauber eine so notwendige Rolle, daß beim Ausfall e i n e s dieser Bestandteile das ganze magische Unternehmen unwirksam wird. Verwelkt z. B. der Feigenbaum, so schafft man den dadurch neutralisierten, aber immerhin noch heiligen Nagakal zur nächsten Pagode, wo er als Idol unter Idolen zu banaler Verehrung aufgestellt wird⁴.

Verborgen bleibt dem oberflächlichen Betrachter außer dem Mond noch ein weiterer wichtiger Urbestandteil dieses Zaubers: d a s W a s s e r. Vorbedingung allen pflanzlichen, tierischen und menschlichen Lebens, gilt dieses Element dem Primitiven mit Recht als Lebensmana schlechthin und darf in keinem Fruchtbarkeitsritus fehlen. Vor der Pflanzung begießt denn auch die Ehefrau die beiden Setzlinge mit Wasser aus dem heiligen Teich, an dessen Ufer sie gepflanzt werden und gedeihen sollen. Auch den Nagakal (Schlangenstein) hat man schon Monate vorher in dieselbe Flut gebettet, damit er deren lebenszeugendes Mana in sich aufnehme. Die Kobras oder Brillenschlangen — um solche handelt es sich hier — gelten in allen tropischen und subtropischen Ländern als dem Wasser wesensverwandt. Denn während der Trockenperiode schützen sie sich vor dem tödlichen Einschrumpfen dadurch, daß sie sich in die noch etwas feuchten Tiefen der Schlammspalten verkriechen, von denen die leeren Fluß- und Teichbetten zerrissen sind. Beim ersten Wolkenbruch der Regenzeit retten sie sich dann vor dem Ertrinken panikartig nach allen Richtungen ins

³ J. Boulnois, op. cit., SS. 4 + 17.

⁴ J. Boulnois, op. cit., S. 16.

Land hinein, zum Entsetzen zwar der ihren tödlichen Biß fürchtenden Menschen, aber zu deren Jubel zugleich, weil sie als unfehlbare Verkünder und wie als Ursache des nun beginnenden Wachstums und Wohlergehens angesehen werden.

Zwei zusätzliche Tatsachen gilt es also hier zu behalten. Erstens die engste Verwandtschaft der Schlangen und des sie oft vertretenden Schlangenstabes mit dem Wasser. Zweitens ihre gegensätzliche Doppelwertigkeit als böse, beißende, Schmerz, Krankheit und Tod bringende Dämonen oder gar Drachen einerseits, als gute, Leben und Gesundheit fördernde Gottheiten andererseits.

... Die ganze eben beschriebene Entwicklung des Nagakals ist in letzter Analyse auf das Konto der außerordentlichen Fruchtbarkeit des indischen Ackerbodens zu buchen, der die Bewohner zu ungehemmter Fortpflanzung trieb. Hinzu kommt, daß, bei einmal erreichter Höchstgrenze der Besiedlungsmöglichkeiten der Halbinsel Indien selbst, die unzähligen Buchten der langen Küste die Anlegung von Häfen begünstigten, daß diese Häfen zum Seehandel lockten und daß der Seehandel von selbst die Kolonisierung fremder Länder und eine stets anwachsende vielversprechende Auswanderung mit sich brachte.

Die bei den damaligen Kenntnissen ausschließlich auf Küstenschifffahrt angewiesenen Seeleute wurden in südöstlicher Richtung durch die dicht aneinandergedrängten Sundainseln bis nach Australien geleitet. Gen Westen rief der lückenlose asiatisch-afrikanische Strand zur Ausbeutung endloser Weiten auf. So wurde, ohne daß hier von den Beziehungen zu dem reichen China gesprochen zu werden braucht, Indien naturnotwendig Mittelpunkt und Nutznießer eines so ausgedehnten Handelsreiches und einer so hoch entwickelten Kultur, wie die Welt sie wohl noch nicht erlebt hatte.

Vor allem auf die natürliche Geschichte des antiken nahöstlichen Fruchtbarkeitskultes abzielend, beschränken wir uns hier und jetzt auf jenen Teil des dravidischen Kultureinflusses, der sich, am Indus und den im Indus angelegten Kolonien (besonders Mohenjo-Daro) vorbei, vorerst durch den Persisch-Arabischen Meerbusen bis nach Ur erstreckte und von dort, am Euphrat entlang, zu Land die syrische Mittelmeerküste erstrebte.

Vom Roten Meer aus ergoß sich ein Teil des dravidischen Einwandererstromes bis zum reichen Weihrauchland der damaligen Minäer, der heutigen Jemeniten Südwestarabiens. Andere Gruppen erreichten nordwestlich das Nildelta oder drangen nordöstlich durch den Akabagolf über E d o m und K a n a n bis zur Mittelmeerküste vor, so

wie ihre Volksgenossen das vom Euphrat her zu verwirklichen im Gange waren.

An dieser etwa 800 km langen Mittelmeerküste gründeten dravidische Auswanderer, die im Lauf der Jahrhunderte, wahrscheinlich im Weihrauchland der altsemitischen Minäer, für ihren täglichen Gebrauch einen südlichen Dialekt der semitischen Sprache ausgebildet hatten⁵, Handelskontore, die sich mit der Zeit zu blühenden Stadtstaaten, wie beispielsweise Tyros, Sidon, Beruth, Byblos, Arwad, Ugarit, entwickelten.

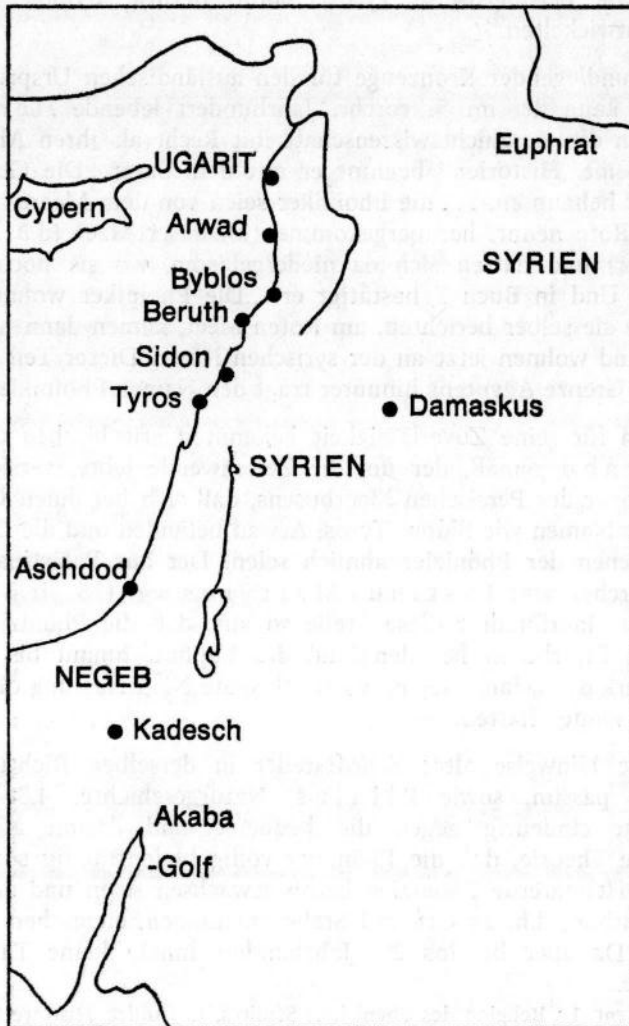
Als grundlegender Kronzeuge für den ausländischen Ursprung der Phönizier kann der im 5. vorchr. Jahrhundert lebende Herodot gelten, den die Geschichtswissenschaft mit Recht als ihren Ahnherrn verehrt. Seine „Historien“ beginnt er mit dem Satz: „Die Gelehrten der Perser behaupten, . . . die Phoiniker seien von dem Meere her, das man das Rote nennt, herübergekommen an unser Meer (d.h. an das Mittelmeer) und hätten sich da niedergelassen, wo sie noch heute wohnen.“ Und in Buch 7 bestätigt er: „Die Phoiniker wohnten vor alters, wie sie selber berichten, am Roten Meer, kamen dann herübergezogen und wohnen jetzt an der syrischen Küste. Dieser Teil Syriens bis an die Grenze Ägyptens hinunter trägt den Namen Phoinikien.“

— Dem für seine Zuverlässigkeit bekannten griechischen Geographen Strabo gemäß, der um die Zeitenwende lebte, versicherten die Bewohner des Persischen Meerbusens, daß sich bei ihnen Örtlichkeiten mit Namen wie Sidon, Tyros, Arwad befänden und die dortigen Tempel denen der Phönizier ähnlich seien. Der aus Palästina stammende Kirchenvater Justinus Martyrus legt (18, III 2 ff.) im 2. nachchr. Jahrhundert diese Stelle so aus, daß die Phönizier vom Persischen Meerbusen her den Lauf des Euphrat hinauf bis an die Mittelmeerküste gelangt seien, wo sie als erste Niederlassung die Stadt Sidon gegründet hätten.

Andere Hinweise alter Schriftsteller in derselben Richtung (so Strabo passim, sowie Plinius, Naturgeschichte, 4,36) sprachen zwar eindeutig gegen die bequeme und darum allgemein verbreitete Theorie, daß die Phönizier völlig bodenständig sozusagen aus ihrer Heimat Erde Phönizien herausgewachsen seien und demnach als autochthon, d.h. an Ort und Stelle entstanden, angesehen werden könnten. Da aber bis ins 20. Jahrhundert hinein keine Tatsachen

⁵ Alb. Vincent, La Religion des Phéniciens Sémites, in Quillet, Histoire Générale des Religions, T. I, p. 372.

bekannt waren, die im Widerspruch zur autochthonen Hypothese standen, ließen die in Betracht kommenden Forscher das Problem auf sich beruhen. Erst die Entdeckung der aus dem 4. Jahrtausend stammenden dravidischen Großstädte wie Harappa und Mohenjo-Daro in den zwanziger Jahren des 20. Jahrhunderts haben die Geschichtsforschung auf die Wege gebracht, die auch wir unserer Darstellung zugrundelegen.



Wir tun das mit um so betonterer Zuversicht, als wir uns für die viele Jahrhunderte dauernde Umwandlung dieser Dravidas in das Volk der Phönizier nicht nur auf die oben erwähnten archäologischen Funde im Industale, nicht allein auf das ausdrückliche Zeugnis Herodots und anderer antiker Wissenschaftler stützen können: auch die seit 1929 getätigten Entdeckungen auf dem Gebiet des früheren phönizischen Stadtstaates Ugarit sind für die Klärung der Frage phönizischer Volkswerdung sehr wichtig. Denn aus einer reichen Sammlung in Ugarit aufgefundener mythologischer Texte in altphönizischer Sprache geht u.a., erstrangig für unser Thema, eindeutig hervor: ob schon Ugarit die nördlichste Niederlassung der Phönizier an der syrischen Westküste darstellte, spielen sich einige der wichtigsten und ältesten dort aufgefundenen Mythen in den südlichen Landschaften, so z.B. in der Gegend von Sidon, Damaskus und Galiläa sowie im sog. Negeb ab, jenem Steppen- und Wüstenland, das, fast tausend km südlich von Ugarit, vom Gebirge Juda bis zum Akabagolf des Roten Meeres reicht. Der gesamte Küstenstrich von Ugarit bis zum Negeb trug den Namen Kanaan = Niederland, Küstenland, und seine Bewohner hießen Kanaanäer. Es handelt sich da ohne Zweifel um die Nachkommen jener handeltreibenden Dravidas, die im Lauf der Jahrtausende eine südsemitische Sprache angenommen hatten und über den Akabagolf hin immer mehr nach Norden vorgerückt waren⁶.

Von den indessen gewonnenen und ausgebauten Handelsstaaten Tyros, Sidon, Byblos, Beruth, Arwad, Ugarit aus waren sie im Mittelmeerraum zu Konkurrenten und Handelspartnern der Griechen geworden.

Erst diese bezeichneten sie als Phönizier.

Herzukommen scheint dieser Name⁷ aus der Tamulsprache, in der die Palme „pana“ oder „panej“ heißt. Da dieser Baum an der phönikischen Küste eher selten ist und war⁸; da andererseits die indische Westküste von Palmén nur so strotzte: darf man annehmen, daß es sich bei der Vokabel phoinix für Palme und für Phönizier um ein griechisches Lehnwort aus der Tamulsprache handelt.

Wie dem auch sei: die Ausgrabungen im Industal haben die einseitig dravidisch beeinflussten Hochkulturen von Harappa und

⁶ Vergl. René Dussaud, *Les Découvertes de Ras Shamra (Ugarit) et l'Ancien Testament*, Librairie Orientaliste Paul Geuthner, Paris 1941.

⁷ s. Autran, *Mithra, Zoroastre*, p. 59 + 57.

⁸ So G. Contenau, *La Civilisation Phénicienne*, Payot, Paris 1928, p. 356.

Mohenjo-Daro als das zeitliche und geographische Bindeglied zwischen der im heutigen Südindien teilweise noch wohl erhaltenen Dravidakultur und den uns schon längst bekannten Gesittungen des antiken Nahen Ostens freilegt. Die Tatsache, daß wir noch heute in Südindien den Nagakalkomplex vorfinden und am lebenden Objekt studieren können, würde schon für sich allein unser im folgenden stattfindendes Ausgehen vom dravidischen Indien über die Mohenjo-Daro-Kultur hin rechtfertigen.

Was die in ihrer architektonischen Gesamtanlage modern anmutende, schon im 4. Jahrtausend blühende Großstadt Mohenjo-Daro am Indus angeht, so dürfen wir uns für unsern gegenwärtigen Zweck auf einen einzigen archäologischen Fund beschränken: das offiziell als Nr. 387 katalogisierte Siegel, das in unserer Abbildung 2,



Abbildung 2

mit Weglassung der noch nicht entzifferten Beischrift, wiedergegeben ist. Es handelt sich um dasselbe Thema Mond — Feigenbaum — kopulierendes Schlangenpaar, das uns noch heute, innerhalb seiner dravidischen Heimat und Umgebung, im Zusammenspiel eines wirklichen Feigenbaumes mit dem künstlichen Nagakal entgegentritt. Mit dem Unterschied allerdings, daß diesmal der Baum aus der Natur heraus in den Mittelpunkt des Bildes tritt; daß vom Schlangenpaar nur die Vorderkörper sichtbar sind, als ob sie märchenhaft aus dem Feigenbaum herauswüchsen; und daß das Horn auf jedem der zwei Schlangenköpfe auf den Mondgott anzuspielen scheint. Viel stärker, als das am Nagakal des dravidischen Heimatlandes der Fall ist, weisen die übergroßen Augen, die Säugetierschnauze, die

abstehenden Ohren auf den unwirklichen Drachen (hebr. Tannin) hin: die Beziehung auf Überwelt und Mythos ist also viel stärker betont.

Dieses bewußte Abrücken von der alltäglichen Natur in die erfundene Übernatur ist noch weitergetrieben in der Verzierung eines im sumerischen L a g a s c h (heute: Tello) gefundenen Goldbechers,



Abbildung 3,*

der im 23. Jahrhundert dem sumerischen König G u d e a gehörte. An der Abhängigkeit dieser Darstellung von der Mohenjo-Daro-Kultur dürfte schon aus den anschließend auseinanderzulegenden inneren Gründen kein Zweifel bestehen. Darüber hinaus wurden in derselben Bodenschicht des sumerischen Trümmerfeldes Tello verschiedene andere Gegenstände gefunden, die mit Bestimmtheit aus dieser dravidischen Siedlungskolonie stammen.

* s.H. Greßmann, Altor. Bilder zum A.T., Abb. 367. Beischrift: „Seinem Gott Ningizzidu, von Gudea, dem Priesterkönig von Lagasch, geweiht für (ewiges) Leben“.

Es wird sich wohl im gegebenen Fall um eines der im Allerheiligsten des Tempels den Blicken der Uneingeweihten entzogenen Sinnbilder des Weiterlebens nach dem Tode handeln, ausgedrückt in der Natur durch das sich unaufhörlich wiederholende Sterben der zur Schlange abgemagerten, nach rechts blickenden Mondsichel und deren nach dreitägigem Tod stattfindenden Wiederauferstehung in der Form ihres nach links gerichteten, „Neumond“ benannten schlangenartigen Widerspiels, ausgedrückt auf unserm Bilde durch die neues Leben zeugende Kopulierung der „unsterblichen“ Schlangen.

Zwei dienende Fabelwesen, deren Gestaltung ebenfalls an Schlangen erinnert, deren Doppelhörner und Flügel an ihre Beziehung zum Mond gemahnen, deren Drachenfratzen, Arme und Adlerfänge jedoch ziemlich frei hinzuerfunden wirken, öffnen eine Tür eben weit genug, um ausschließlich dem Eingeweihten, in diesem Fall dem König, das Mysterium seiner persönlichen Unsterblichkeit zu enthüllen: das eben



charakterisierte Schlangenpaar, das sich, neues Leben zeugend, um einen entblätternen, geradkantig stilisierten Baum herum windet. Die Wellenlinie am oberen Bildrand deutet das befruchtende Himmelswasser an, mit dem der heilige Baum den Erdboden in Verbindung setzt, so wie es ja auch dem Priesterkönig zusteht, das im Becher befindliche Naß über den Gießaltar hin dem Fruchtboden zukommen zu lassen.

All das ist betont übersinnlich, soll dem niederen Volk unverständlich bleiben und will in aristokratischer Überheblichkeit eben dadurch auf die Mitglieder der sog. „besseren Gesellschaft“ um so überzeugender wirken.

Auch in dem Westarabien gegenüberliegenden Fruchtländ Ägypten fand der dravidische Schlangenkult von Anfang an eine vor allem der oberen Gesellschaft angepaßte Ausgestaltung.

Abb. 4 zeigt uns die mit seltenem Können und unerhörter Geduld hergestellte Silexklinge eines steinzeitlichen Kultmessers. Die feinfühlig Hand des einheimischen Künstlers schuf dafür viele Jahrhunderte später einen Goldgriff, der dem Gesamtmesser wohl erst die diskrete Mondform verschaffte.

Abbildung 4

An erster Stelle interessiert uns hier nicht die ursprüngliche Steinzeitklinge, sondern vielmehr die Ausschmückung des viel jüngeren Goldgriffes. Und das, weil sie sich inhaltlich offenbar an die dravidische Nagakaltradition anlehnt. Allerdings äußert sich die Freiheit — und damit der Tiefblick — des Künstlers in erster Linie dadurch, daß er die als fremd empfundene *ficus religiosa* durch den allgemein bekannten einheimischen Orangenbaum ersetzt, den er durch dessen Frucht und Blätter unverkennbar andeutet. Diese füllen u.a. die drei auf dravidisch-semitische Tradition zurückgehenden Schlingen aus, die von einem kopulierenden Schlangenpaar gebildet werden. Und so triumphiert in dieser ägyptischen Darstellung wie im dravidisch-semitischen Raum der Grundgedanke der persönlichen oder zumindest generellen Unsterblichkeit des gläubigen Menschen.

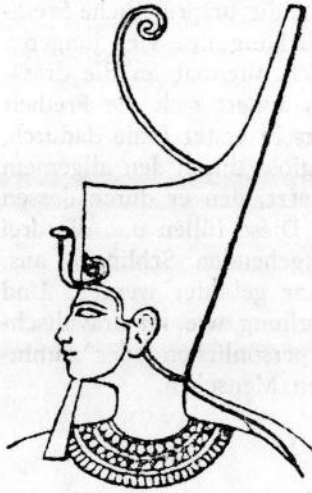
Abbildung 5



stammt aus dem Totenbuch des Papyrus Hunefer und stellt ein Doppelbeispiel für den ursprünglich piktographischen Charakter der ägyptischen Schrift dar. Die Brillen- oder Uräusschlange, für welche die Tamulsprache „Naga“ sagt, heißt auf ägyptisch Naja, sprachgeschichtlicher Hinweis darauf, daß es sich beim ägyptischen Ausdruck Naja um ein aus dem Dravidischen übernommenes ägyptisches Fremdwort handelt. Nun trägt die Schlangengöttin, durch die das ägyptische Nordreich offiziell versinnbildet wird, mit Hinzufügen der weiblichen Endung -t zum Stamme NACH, den Schlangennamen Nachat, und die des Südreiches wird Nechet genannt. Beide Reptilien schlängeln sich, statt an einem Baum, je am Stengel einer riesigen Lotosblume empor, welche letztere ja, wie die Naja selbst, eines der vielen Symbole des ewigen Lebens darstellt.

Abbildungen 6 + 7

Auch an der Kopfbedeckung des Pharaos, dem das außerordentlich wichtige Priesteramt des heiligen Regenmachers eignet, fehlt nur selten die wie beim Geschlechtsakt aufgebäumte Kobra oder Uräusschlange mit geblähtem Hals. Abb. 6 zeigt den idealen König Oberägyptens mit der Uräuskronen, und auf Abb. 7 trägt Amenophis III., der von 1400 bis 1370 regierte, gleichfalls in seiner Eigenschaft als



Abbildungen 6 und 7

gottbegnadeter göttlicher Regler der Fruchtbarkeit des Landes dasselbe Abzeichen auf seiner Plattmütze⁹.

Diese Auswahl aus Hunderten von möglichen Illustrationen dürfte wohl die einfachste und wirksamste Einführung in das weitgespannte Problem des Schlangenstabes und des Schlangenzaubers bilden, so wie er im Lauf der Jahrhunderte von Indien aus in unzähligen Varianten bis zur Mittelmeerküste vordrang.

⁹ Die Bilder 6 + 7 sind dem Werk des großen Ägyptologen Adolf Erman, Ägypten, Bd I, Tübingen 1885, S.S. 321 + 73 entnommen.

**Vom Mondschlängenbaum zur Wunderwaffe, zum Zauberstab,
zum Königszepter (im archäologischen Sprachgebrauch als „Harpe“
bezeichnet)**

Äußerst vereinfachend haben wir uns auf dem eben beendeten ersten Ausflug in die Geschichte des vor- und frühhistorischen Nahen Orients darauf beschränkt, anhand einer sorgfältigen Auswahl konkreter Beispiele in großer Linie die weite Reise zu skizzieren, die den Symbolismus des Mondschlängenbaums im Lauf der Jahrhunderte vom dravidischen Indien aus bis zur Mittelmeerküste trug. Aufgrund der dabei erworbenen Kenntnisse wollen wir es nunmehr wagen, denselben Spuren entlang eine zweite Wanderung zu unternehmen. Sie soll, jedesmal von sinnfällig feststellbaren archäologischen Unterlagen aus, nachweisen, daß auf dem ganzen für uns in Betracht kommenden Gebiet der Nagakal, der seinem Ursprung und Wesen nach das Symbol des unaufhaltsamen Lebens, Sterbens und Wiederaufstehens in Natur und Menschendasein darstellt, sich daneben auch noch zur Wunderwaffe, zum Zauberstab, zum Königszepter entwickelte.

Greifen wir also aus dem Bilderschatz, den uns die archäologische Forschung des 19. und des 20. Jahrhunderts beschert hat, für jede Etappe unsers Vordringens in das Verständnis der antiken Symbolsprache eine Mindestzahl typischer Beispiele heraus, auf die wir uns sicher stützen können.

Gleich zu Anfang stoßen wir hierbei, was für eine Studie über Fruchtbarkeitskulte nur natürlich ist, auf eine weibliche Gottheit. Es handelt sich um I s c h t a r, die allgemein für hienieden als Göttin der Geschlechtlichkeit, des Lebens und des Todes, am Himmel aber als Morgen-Abend-Stern bekannt ist.

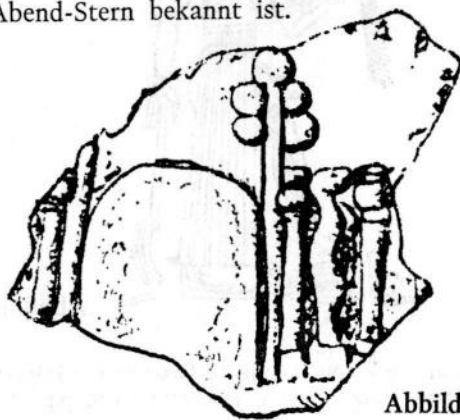


Abbildung 8

Als ihre Embleme gelten, wie Abb. 8 es veranschaulicht, wenigstens vom 3. Jahrtausend an, der stilisierte Baum, der unzählige Samenkörnchen enthaltende Fruchtkolben des Mohnes und die immer wieder zu neuem Leben auferstehende Schlange.

Als etwa gleichzeitige Darstellung der Göttin zeigt uns Abb. 9, auf einem Rollsiegel, Ischtars Kopf und Schultern¹⁰. Wie dem Feigenbaum



Abbildung 9

auf dem bereits besprochenen Mohenjo-Daro-Siegel (Abb. 2) entspringen hier dem Schädel der Göttin selbst zwei gegeneinander gerichtete Schlangen, die diesmal allerdings wie ein Hörnerpaar aus-



Abbildung 10

¹⁰ Abb. 8 - 10 sind dem Werk von Denyse Le Lasseur: *Les Déeses Armées dans l'Art classique grec et leurs origines*, Hachette 1919, p.p. 277 + 272 entnommen.

sehen. Aus den Schultern wächst ihr zudem, urtümlicher Symbolsprache gemäß, je eine von zwei Mohnkolben flankierte Schlange.

Abbildung 10

schildert in bis zur Wiederholung gehender Ausführlichkeit die Vollgestalt der durch die Schlangenkronen als Gottheit gekennzeichneten Ishtar. Ihr Baumcharakter erinnert an das den Nagakal überschattende Baumpaar *ficus religiosa-margosa*. Angedeutet wird er durch die vertikalen Rockfalten, die den schmalen Unterkörper stammartig wirken lassen. Zudem ist die Büste mit zwei drapierten und dann straff angezogenen Stoffbändern bedeckt, deren eines von der rechten Tailleseite zur linken Schulter, deren anderes von der linken Tailleseite zur rechten Schulter läuft, so daß sich beide in der Nabelgegend kreuzen. Zeichnerisch werden beide nach oben durch je drei aus den Schultern hervorbrechende Fruchtkolben so verlängert, daß sie den Eindruck von zwei aus dem Baumstamm herauswachsenden Ästen machen. Zwei von den Schultern herabhängende Schlangen mit erhobenen Häuptionen gemahnen noch verschwommen an das auf dem Mohenjo-Daro-Siegel (Abb. 2) aus dem Baum herausragende Schlangengpaar. Wie zur eindringlichen Wiederholung ihrer eigenen Baumgestalt hält die Göttin dazu noch in ihrer Rechten ein Miniaturbäumchen mit einem Fruchtkolben in der Mitte zwischen zwei aufgerichteten Schlangenkörpern.



Abbildung 11, Text dazu S. 22

Neu für uns ist in Ischtars linker Hand der eigenartige Stiel, dessen sichelförmiges Ende an eine zu Erz erstarrte Schlange erinnert. Daß es sich dabei um eine Waffe handelt, wird dadurch nahegelegt, daß die als Kulturbringerin und Siegerin über die ungezügelten Naturkräfte gefeierte Liebesgöttin, antikem Siegerbrauch gemäß, ihren Fuß auf ein wohl eben erst erlegtes Ungetüm setzt, das ein böser Drache sein könnte.

Abbildung 11, Text zu Abb. S. 21

bestätigt durch den beigefügten achtstrahligen Venusstern die Ischtarnatur der dargestellten Göttin. Leichter als im vorigen Fall ist diesmal das niedergetretene Ungeheuer als böser Drache zu identifizieren, und das bekräftigt die eben ausgesprochene vorläufige Annahme, daß es sich bei dem fraglichen Gerät in der Linken um die zeitweilig zur ehernen Zauberwaffe erstarrte „Gute Schlange“ handelt¹¹.



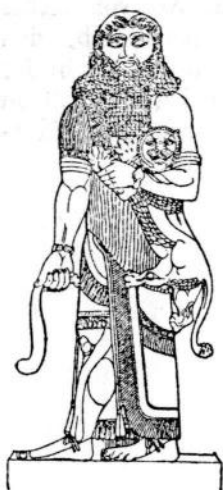
Abbildung 12

Bis zur Gewißheit erhärtet wird diese Hypothese durch ein jüngeres Rollsiegel¹², aus dem Abb. 12 einen vergrößerten Ausschnitt

¹¹ s. E. Chiera, Sie schrieben auf Ton, Orell Füssli-Verl. 1941, S. 65.

¹² S. A. Parrot in L'Univers des Formes, Assur, Gallimard 1961, p. 181.

zeigt. Klar ersichtlich wird da, daß der geflügelte Halbgott das Wild, auf dessen Kopf er mit Siegergebärde den Fuß setzt, soeben getötet hat, und zwar vermittels des eigenartigen Krummsäbels, den er, noch ausschwingend, in der Rechten hält. Rein technisch muß aber diese seine Waffe, deren sichelförmiger Abschluß noch kleiner, abgerundeter und weniger geöffnet erscheint, als das auf den Abbildungen 10 und 11 der Fall ist, auch um so unwirksamer sein. Allein schon diese Evidenz legt nahe, daß sie zum positiven Ausgleich und weit darüber hinaus mit der besonderen Zauberkraft geladen sein muß, die das Mana der heiligen Schlange ihr zu verleihen imstande ist.



a

Abbildung 13



b

Ähnliches gilt von den viel kleineren, aber ebenfalls schlangenförmigen Totschlägern in den Händen der Kolossalstatuen des Gilgamesh, wie sie (Abb. 13a) als Prunkstücke der Assyrischen Abteilung im Pariser Louvre-Museum zur Schau gestellt sind. Mit der einen Hand preßt dieser wohl populärste Kulturheld des antiken Nahen Ostens den soeben mit dieser Schlangenwaffe erlegten Löwen an seine Brust, während die (Abb. 13b) wiedergegebene Hand das magische Gerät zu weiterem Kampf bereit hält.



Abbildung 14

In den Händen einer in Nimrud gefundenen Statue des assyrischen Königs Assurnasirpal¹³ (-9 Jahrh.) sehen wir als königliche Hoheitszeichen einerseits den nach unten schlangentartig abgebogenen Mohnkolben der Ischtar, andererseits den in eine Art von Sichel auslaufenden Schlangenstab, den wir schon (Abb. 10 und 11) in der Hand Ischtars und (Abb. 12) in derjenigen eines kämpfenden Gottmenschen feststellten.



Abbildung 15

Daß es sich dabei tatsächlich um eine der Phantasie des Gläubigen gemäß zur Waffe erstarrte Schlange handelt, geht eindeutig aus dem elfenbeinernen Porträt desselben Assurnasirpal hervor: da (Abb. 15) ist¹⁴ der Griff des Sichelschwertes nämlich mit einem deutlichst ausgearbeiteten Schlangenkopf versehen.

¹³ A. Parrot, Sumer, S. 9.

¹⁴ nach A. Parrot, Assur. S. 149.



Abbildung 16:

In Ägypten erscheint ein sehr ähnliches Mondschnangenzepter als Ausdruck der ewigen Fruchtbarkeit, der persönlichen Unsterblichkeit und der Fülle der göttlichen Lebenskraft erstlich in der Hand des Gottes Osiris. Denn so wie im sumerisch-semitischen Kulturraum die jährliche Verjüngung des absterbenden Lebens in der Natur durch den tragischen Tod des Gottes Dumuzi, Tamuz oder Adon, bisweilen auch einer anderen männlichen Gottheit, versinnbildet wurde und so wie die Zauberkünste Ischtars oder einer andern Liebes- und Muttergöttin den Toten jedesmal ins Leben zurückriefen: so geschah dieser magische Vorgang im entsprechenden ägyptischen Mythos durch das Götterpaar Osiris-Isis. Wie die semitische Ishtar und der assyrische König Assurnasirpal der Abbildung 14 trägt darum der ägyptische Osiris das Schlangenzepher als Wunderstab sowohl wie auch als Ausdruck der Unsterblichkeit und der irdischen und himmlischen Oberherrschaft.

Von jeher als raumzeitliche Verkörperung des Gottes Osiris verehrt, wurde der jeweils herrschende Pharao diesem Fruchtbarkeits-



Abbildung 17

gott gleichgesetzt. Verständlich also, daß der König zugleich mit dem osirischen Schlangenstab auch dessen Zauberkraft übernimmt. Das geht aus einer Unzahl uns erhaltener Texte und Darstellungen hervor, von denen wir hier lediglich den für uns wichtigsten Teil aus einem Porträt des Pharaos Tutanchamon (1354-1345) übernehmen. Leider können wir aus technischen Gründen über diesen **A u s s c h n i t t** aus einem viel größeren Bild nicht hinausgehen, obschon die Wiedergabe der Gesamtdarstellung uns vor dem König seinen Statthalter aus Äthiopien zeigen würde, dem er als Machtabzeichen ebenfalls einen zauberkräftigen Schlangenstab zugestanden hatte. Auch die mit dem König verbündeten Priester wurden oft von ihm mit demselben Zepter ausgezeichnet. Dadurch befähigte angeblich der König all diese seine Untergebenen zu den Zauberkünsten, von denen beispielsweise die Bibelstelle Ex. VII, 11 (Verwandlung des magischen Stabes in eine Schlange) kurz berichtet: „Mose und Aaron . . . taten vor Pharao, wie Jahwe ihnen befohlen hatte: Aaron warf seinen Stab vor Pharao und dessen Diener, und er wurde zur Schlange. 11 Da rief Pharao seine Weisen und Zauberer, und sie taten dasselbe durch ihre geheimen Künste . . .“

Überzeugend und aufschlußreich äußert sich des weiteren die Rolle des Schlangenzepters auf der Flachsäule, die 1936 in Ras Schamra-



Abbildung 18

Ugarit wiedergefunden wurde. Dort hat der kanaanäisch-phönizische Hauptgott El, an dessen ursprünglichen Mondstiercharakter hier das Hörnerpaar an seiner Krone erinnert, vom opfernden König Ugarits eben ein Weihrauchgefäß erhalten, dessen Rauchflamme stilisiert als Dreieckspitze in die Höhe steigt. Der Opferkrug mit Wein wird von der Linken des Königs gehalten. Mit der Rechten hält dieser dem Gott sein Zepter hin, das durch den Kopf an seinem oberen Ende unzweideutig als Schlange gekennzeichnet wird. El wendet seine innere Handfläche der Schlange zu und läßt auf solche Weise dies sein Doppelt mit dem eigenen Mana. Das will heißen, daß auf den König in seiner Eigenschaft als Vertreter Els auf Erden, durch die Schlange hindurch, die Machtvollkommenheit des höchsten Gottes übertragen wird. Der weltliche Herrscher, dessen Krone nach ägyptischem Brauch zudem noch die Uräusschlange trägt, wird durch diese Zeremonie zum Regenmacher, zum unfehlbaren Sieger über seine und seines Volkes Feinde, zum unbestrittenen heiligen Führer, dem alle Untertanen in blindem Gehorsam zu folgen haben.

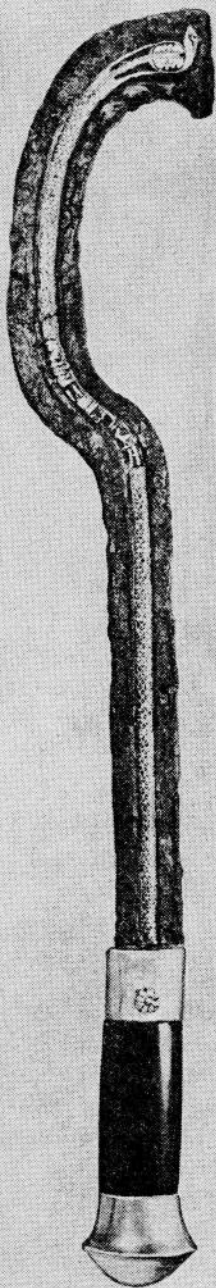


Abbildung 19

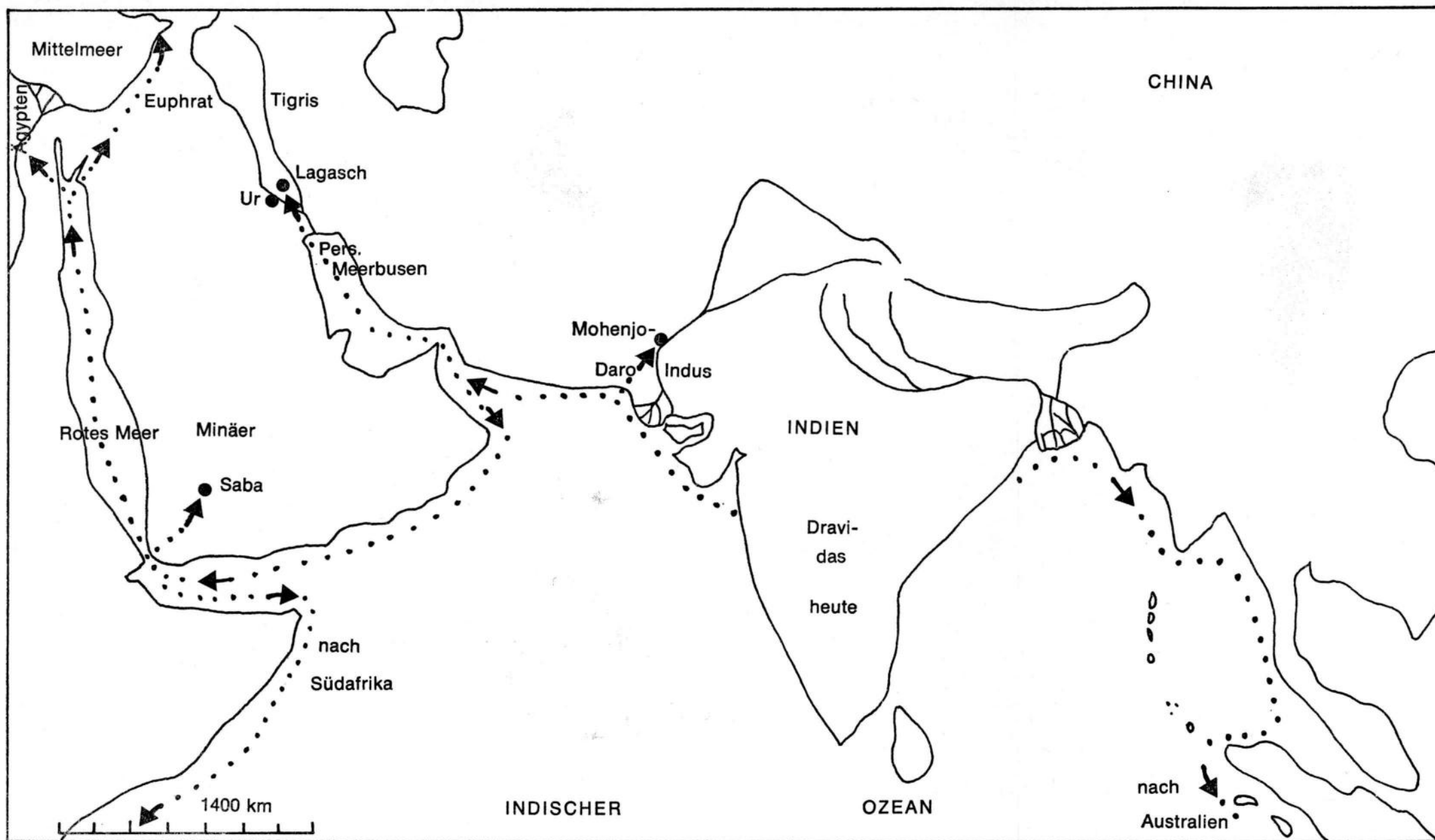
Schließen wir diesen Überblick ab mit der bildlichen Wiedergabe jenes Zepters¹⁵, das dem König Ip Schemu Abi gehörte. Dieser herrschte im 19. vorchr. Jahrh. über das phönizische Byblos und unterhielt mit Ägypten die freundschaftlichsten Beziehungen. Das 65 cm lange Gesamtstück besteht, abgesehen von dem gut erhaltenen Griff, aus einer heute stark angerosteten Doppelklinge. Letztere trägt mitten durch beide Längsseiten je eine aus Feingold ziselierte, teilweise mit ägyptischen Emailhieroglyphen beschriebene Uräusschlange.

Soweit es sich hier um archäologische Fundgegenstände handelt, könnte wohl der Schlangenzaubercharakter dieser Prunkwaffe im besonderen und des antiken nahöstlichen Königszepters im allgemeinen kaum deutlicher bestätigt werden.

¹⁵ nach A. Parrot, *Les Phéniciens...*, éd. Gallimard, Paris 1975, p. 45.

Um so schwerer fällt es, aus zwingenden Gründen der Ermüdung und der Zeitbemessung gerade an dieser Stelle die gegenwärtige Mitteilung abzubrechen, wo doch noch so vieles über die bereits möglichen Schlußfolgerungen, sowie über die unmittelbar ansetzende Weiterentwicklung zu sagen wäre, die bis zum Gebrauch des Schlangenstabes als Abzeichen der modernen Heilkunst und des Handels zu reichen hätte.

Aber Rom ist ja bekanntlich nicht an einem Tage gebaut worden, und gut Ding will Weile haben. Was in diesem Falle heißen könnte, daß eine von Haus aus mit Hypothesen durchsetzte Ausführung durch kritische Auseinandersetzungen nur zu gewinnen hätte. Überpersönliche, wissenschaftliche Auseinandersetzungen, zu denen hiermit alle Zuhörer und künftigen Leser im Interesse weiterer Wahrheitsfindung herzlichst eingeladen sind.



Übersicht auf die dravidische Kolonisation

